

Wie der Tagesbericht entsteht.

In der 'Frankfurter Zeitung' gibt ein Feldzugteilnehmer, der als Telegraphist beschäftigt ist, eine anschauliche Darstellung dieses wichtigen Melbedienstes. Es gibt viel Ungeduldige in deutschen Landen, die leicht verdrießlich werden, wenn ihnen nicht zum Nachmittagskaffee rechtzeitig auch der Tagesbericht des W. V. serviert wird. Vielleicht lernen sie in Zukunft sich bescheiden, wenn sie hier erfahren, wie kompliziert das Verfahren ist, aus dem der Bericht hervorgeht. Ein 'bombensicherer' Fernsprechunterstand am Ufer der Aisne. Bombensicher nennt man das Loch, weil über einer Lage starker Baumstämme noch ungefähr zwei Meter Erdreich aufgeschichtet sind. Der nächste Vortreiber freilich kann den bombensicheren Bau wie ein Kartenhäuschen zusammensetzen. Doch das ist ja schließlich eine interne Angelegenheit der beiden Telegraphisten, von denen der eine trotz der Mäullerei draußen mit der Sorglosigkeit eines Sonnenbruders pennt, während der andere wachsam vor seinem Feldfernsprecher hockt. Der fahle Schein einer kümmerlich brennenden Kerze reicht gerade hin, daß er die Schrift eines vor ihm liegenden Fernspruches entziffern kann. Draußen das Morgendämmern eines Frühlingstages. 'Hörst du...?' Schrift schlägt der Bedier des Apparates an. 'Hier Regiment...' meldet sich der Telegraphist. 'Hier zweites Bataillon, Guten Morgen. Bitte Uhrzeit!' 'Es ist 4 Uhr 35. — Du, sag mal, wo bleibt denn Eure Morgenmeldung?' 'Wird gleich kommen, ich rufe an, wenn der Adjutant erscheint. — Schluss!' Wieder schrillt der Bedier. 'Hier Regiment...' 'Hier Leutnant Dietrich, ich möchte den Regimentsadjutanten!' 'Ich werde rufen!' erwidert der Telegraphist und stellt die gewünschte Verbindung her. 'Oberleutnant Kallmorgen!' 'Guten Morgen mein bester Kallmorgen, die Morgenmeldung vom zweiten Bataillon!' 'Guten Morgen Dietrich, na lassen Sie mal hören!' 'Bei Errichtung von Drahtverhau ein Mann von uns schwer, zwei leicht verwundet. Beim Gegner lebhaft Tätigkeit; er scheint ausgewechselt zu sein oder hat noch Verstärkung erhalten. Von uns ausgehende Patrouille machte zwei Gefangene, konnte jedoch nicht ganz an den Feind herankommen, da dieser durch die mit der Gefangennahme verbundenen Schüsse aufmerksam geworden und ein wütendes Schnellfeuer eröffnete. Gefangene verweigern jede Auskunft; sie werden bei Tageseinbruch dem Regiment zugeführt. Sonst nichts Neues!' 'Danke, Dietrich, guten Morgen!' 'Auf Wiederhören, Kallmorgen!' 'Hörst du...?' 'Hörst du...?' 'Hörst du...?' Die Morgenmeldung des zweiten Bataillons ist beendet. Kurz zuvor schon hatten das erste und dritte Bataillon die Meldung erhalten, und Oberleutnant Kallmorgen bringt nun in Eile die drei Berichte auf die glatte Formel von acht bis zehn Zeilen Länge. Ein anderer bombensicherer 'Unterstand'. Etwas abgelegen vom Schuß. Bombensicher deshalb, weil der Feind gar nicht so weit reicht, und 'Unterstand', weil das Baumwerk gar kein Unterstand, sondern ein wirkliches Haus ist. Nur fast baufällig ist die Baurauchschale die Telegraphisten kurz entschlossen zwei starke Birkenstämme unter die Decke des Stationslokals gestemmt haben. Also steht doch ein Unterstand, über dem das Verhängnis im Gestalt eines windschiefer Dachgebälles lauert. Immerhin, es ist eine richtiggehende Feldfernprechstation. Darauf läßt sich nur der riesige Feil, der quer über der Straße hängt und mit seiner Spitze direkt in die hohe Pflicht hellerleuchteter Fenster zeigt (es sind ihrer zwei, das eine sonar hoch halb mit Koppe vernagelt), so wie das leuchtende weiße F im roten Felde schließen, das unter dem Welle hängt, sondern auch das Innere der Station hat einen feinsten Anstrich. Auf einem Tisch stehen nicht nur zwei Feldfernsprecher, sondern auch noch ein ganz geheimnisvoll aussehender Klappenschrank, in den 10 Fernsprechleitungen einmünden und miteinander verbunden werden können. Also ein nach ähnlichen Prinzipien erbautes Holzerinstrument des technischen Jahrhunderts, wie es dabei am den Fernsprechämtern von den Telephonistinnen bedient wird. Noch ein anderes, bringend notwendiges Inventarstück befindet sich auf

einer solchen Station. Auf einem großen, weißen Blatt befinden sich eine Unmenge schwarzer Punkte. Alle diese Punkte sind durch kreuz- und quergehende Striche miteinander verbunden. Es ist das Leitungsnetz einer Armee, das während der sieben Monate Stellungskrieg eine ungeahnte Ausdehnung gewonnen hat. Der Verästelung und Verzweigung eines Baumes vergleichbar. Die Krone mit all den vielen Ästen und feinen Zweiglein nach dem Feinde zeigend und der Stamm als Vereinigung all dieser Nervenstränge der Heimat zuweisend. Unter jedem Ortsnamen sind die Truppenteile darin angeführt. So bildet die Leitungsfläche ein unentbehrliches Werkzeug für den Telegraphisten am Klappenschrank. Neht noch ließe sich darüber erzählen, doch ich darf nicht aus der Schule plaudern. Auch über die Rollen der Telegraphisten, die hinter einem aus zwei Bettläden gebildeten Vorhang sich befinden, ließe sich etwas Gern spinnen, doch lassen wir die Feldgrauen schlafen, und beschäftigen wir uns lieber mit dem Felddiensthabenden. Dieser hat eben die Lupe zu einem herzerquickenden Gähnen geöffnet, da fällt leise klappend eine Klappe am Schrank. Hallo, es gibt Arbeit! Schnell klappt er seine beiden Kiefer wieder zusammen. 'Vermittlung der... Brigade!' meldet er sich. 'Hier Oberleutnant Kallmorgen, ich möchte den Adjutanten!' 'Ich werde rufen!' 'Hauptmann Krone!' 'Hier Oberleutnant Kallmorgen, gestatten Herr Hauptmann die Morgenmeldung vom Regiment!' 'Morgen, mein lieber Kallmorgen, lassen Sie bitte hören!' 'Kallmorgen verliest nun seine vor einer halben Stunde zu Papier gebrachten Berichte der drei Bataillone. Gleich darauf meldet sich auch das andere zur Brigade gehörige Regiment, und Hauptmann Krone vereint darauf beide Regimentsmeldungen zur 'Morgenmeldung der... Brigade'. Gegen 8 Uhr morgens ruft er die Division an. Auch hier wieder der ähnliche Vorgang. Eine Knappe, präzise Wiederholung der kleineren oder größeren Ereignisse, die sich im Frontbereich der Brigade abgespielt haben. Um 7 Uhr erfährt das General-Kommando des Armeekorps, was sich seit der gestrigen Abendmeldung im Laufe der vergangenen Nacht abspielte. Innerhalb der nächsten Stunde vermitteln die einzelnen Korps ihre Meldungen dem Armeekorps-Kommando und eine halbe Stunde später ist das große Hauptquartier über die augenblickliche Kriegslage der gesamten Westfront, angefangen von der Nordsee bis hinunter zur Schweiz, informiert. Nach den gleichen Prinzipien arbeiten natürlich auch die Ostheere. Der Bericht wird im großen Hauptquartier von der Obersten Heeresleitung selbst gemacht. Alle Kriegsschauplätze melden dorthin die Zusammenstellung der Ereignisse. Von dort aus geht die Zusammenstellung an die Presse-Abteilung im Stellvertretenden Generalstab in Berlin, und zwar, um Irrtümer auszuschließen, telephonisch und telegraphisch. Nun wird der Bericht von dem Stellvertretenden Generalstab in Berlin an das W. V. gegeben, das nun einerseits durch Ferndruck den Bericht an die Berliner Presse-Abteilung des Stellvertretenden Generalstabes zurückgibt. Erst wenn nochmals diese Kontrolle auf die Richtigkeit erfolgt ist, wird das W. V. ermächtigt, die Berichte an die Blätter weiterzugeben, entweder durch Ferndruck, oder durch Telefon oder Telegraph. Dieses jagt dann die Telegramme an die einzelnen Redaktionen, alsbald ist dann in den Zeitungen zu lesen, was unsere Feldgrauen getan, oder was der böse Feind mit ihnen zu tun versuchte.

Opfer des Dampfrosses.

Aus den Erlebnissen eines Lokomotivführers. Der Führer vorn auf der Lokomotive erlebt auf seinem Ausguck so manches, wenn er durch grüne Auen, mitten durch besiedelte Städte und vorbei an abgelegenen Dörfern und Flecken dahinfliegt. Mittlerweile sitzt der Reisende in seinem Abteil, schaut durch das Fenster gähnend die vorüberfliegende Landschaft an und sieht die Telegraphenstangen blitzschnell an sich vorbeischießen. Er weiß nicht, daß das tapfere Köhchen, das ihn so rasch und lustig dem Ziel entgegenführt, großam unter der ibernünftigen Kreatur wüthet, wie es Opfer ohne Zahl hinwirft. Geradezu vandalisch sind die Verheerungen, die die Lokomotive unter dem Federvieh anstellt. Da spaziert vor dem Bahnwärter-

häuschen oder abseits des nahen Dorfes sorg- und harmlos eine ehrsame Hühnerfamilie über die Straße. Voran, aufgebläht von seiner Herrlichkeit, der Hausherr, der statliche Hahn. Ein wahres Döhl, das Muster eines glücklichen und genügsamen Familienlebens. Und mitten in diese wackere, ahnungslose Schar stürzt plötzlich verheerend wie ein Wirbelwind das Dampfross und zerföhrt mit einem Schlag jäs das heitere Bild. Wohl wäre es für das Volk noch Zeit gewesen, links oder rechts abzubiegen und dem Verderben zu entrinnen. Aber in diesem Augenblick lieh alle Heberlegung das Tier im Stich. Halb springend, halb stiegend rennt es sinnlos vor der Maschine her — wenige Sekunden, dann ist es vorbei! Selbst der kampfsüchtige Hahn verliert allen Mut, der starke Feld gibt schleunigst Ferkelgeld und reißt aus Lebenskräften aus. Alles vergebens! In kürzerer Zeit als wir dies lesen, hat ihn das schnaubende Ungeheum eingeholt. Ein verzweifelter Fahrenschrei — dann wirbelt ein leichtes Wölchlein vor der Maschine her: auch er, der Tapfere, hat Federn lassen müssen. So fuhr der Schreiber dieser Zeilen eines Tages mit dem Schnellzug an einem Bahnwärterhäuschen vorbei, vor dem sich ein Trupp Hühner zwischen dem Gleise erging. Wie auf ein gegebenes Zeichen stürzten sie bei der Annäherung des Juges davon, aber wohlgeordnet immer zwischen den Gleisen! Die unabwendbare Folge war, daß ein Guhn nach dem andern von einem allzu frühen Ende ereilt wurde. Und dies Verhängnis mußte die arme Bahnwärterfrau mit ansehen, ohne helfen zu können! Welt besser sieht sich die weisfüßig verwandte Gebalterin unseres Haushaltes, die als Verlöcherung einer unrahmlichen Eigenschaft verschriene Gans, aus der Klemme. Ihr, der weltberühmten Hüterin des Kapittels, gilt hier unsere Ehrenrettung. Mag sie auch als einseitig hingestellt werden, daß muß man ihr lassen: sie ist erstaunlich vorsichtig. Stets rechtzeitig, lieber noch etwas zu früh, entwischt sie der Gefahr. Nach meinen langjährigen Wahrnehmungen stellt sie zu unseren Opfern nur einen sehr geringen Anteil. Dasjenige Tier aber, das wie kein zweites in den Augen des mitleidigen Lesers sich zum Märtyrer des Fortschritts stempeln lassen möchte, ist ein alter Bekannter von uns, der Sperling. Täglich vollstreckt das Dampfross an zahlreichen dieser vom Gesicht Verrenteten das Todesurteil und verpflügt des Spagens warmes rotes Herzblut. Nicht unverschuldet ereilt den Armen sein Schicksal. Der Spag ist ja so sattsam bekannt wegen seiner Frechheit. Darum heißt er ja auch der Spag! und dennoch — so verhängnisvoll dieser Straßendiebstahl und Vetteljunge unter seinen größeren und kleineren Vettern und Vafen ist, so einseitig benimmt er sich gegenüber der drohenden Gefahr. Wenn der Zug auf der Straße hinauf, sieht der Führer von seinem Posten aus oft einen dunklen Streifen auf dem Gleise. Ein Keuling, der mitfähre, möchte glauben, daß hier ein Stück der Schiene ausgerissen sei. Aber der Führer weiß aus langjähriger Erfahrung besser, was dieser Fleck zu bedeuten hat. Da sitzen die Spagen, besonders im Herbst, zu vielen Hunderten schwarz durcheinander und halten ihren lärmenden, zänkischen Familienrat. Und so vertieft sind sie in ihrem Janz, daß sie sich erst dann zum Aufstieg bequemen, wenn der Feind schon ziemlich nahe ist. Kaltblütig fliegen sie vom Boden auf, und mit jener stonunenregenden Sicherheit, in der wir den Instinkt der Vögel bewundern, ist im Ru der geordnete Zug gebildet. Was kann das niedere, an den Erdenstaub gebundene Ungeheum den freien Seglern der Lüfte anhaben! Aber da spielt ihnen der Hochmut aus schon einen bösen Streich. In einem Trug lassen die Führer der Scharen ihre tapferen Truppen eine Schwärzung ausführen, um dem Gegner mit einer glänzenden Paradeleistung zu imponieren. Das Ergebnis jedoch zeigt, daß die Berechnung falsch war. Wohl gelangt die Vorhut triumphierend auf die andere Seite, das Heer will in verkürztem Bogen folgen — aber da langt auch schon der eben noch gedöhte Feind auf dem Plan an, und mit voller, ungeheurer Macht fällt er den geflügelten Streitern in die Flanke. Der Zusammenstoß ist schrecklich. Zu Tode getroffen, stürzen die wackeren Kämpen rechts und links von der Lokomotive zu vielen Dutzenden nieder und bedecken mit ihren Leibern die Walfahrt. Die Zahl der Sperlinge, die so ums Leben kommen, ist täglich, namentlich im Nachsommer, auf viele Tausende zu schätzen. Leider teilen das Schicksal des dreisten Spagen viele unserer schönen und nützlichen gefiederten Sängler. Ein unrahmliches Kapitel in der Jagdchronik unseres Köhchens. Ein anderes Tier, dem der gewissenhafte Statistiker in der Liste der Opfer einen Ehrenplatz einräumen möchte, ist das Rebhuhn. Diefem Vogel gegenüber gebärdet sich das Dampfross, allen Sonntagjägern zum Trost, als ein gar gewaltiger Rimrod. Mit

Die Erweckung der Maria Carmen.

12] Von Ludwig Brinkmann. Vielleicht schmeichelt es nur meiner unmännlichen Eitelkeit — aber es freut mich zu merken, wie ich anfangs in meinem Dörflein populär zu werden. Sicherlich bin ich die meistbesprochene Persönlichkeit darin, König in dieser iliputanischen Welt. Die Gunst der dreiviertelackten Dorfbungen zu gewinnen, war allerdings nicht sonderlich schwer. Als sie meiner zum ersten Male ansichtig wurden, umringten sie mich mit dem mir bereits so wohlbekannten Geheule 'Centavitos, Centavitos!', und streckten die bettelnden Hände nach mir aus, die kleinen Kupfermünzen in Empfang zu nehmen. Anfangs teilte ich sie auch freigebig genug aus, bis ich fand, daß ich nur die Begehrlichkeit des bettelnden Wölchleins erhöhte, ohne daß das Danaidenföh sich jemals hätte füllen lassen. Da versuchten sie es auf andere Weise mit mir; sie brachten mir Scherben, gelbgebrannte Ziegelstücke und ähnliches Zeug; 'von der Ruine', sagten sie. Ich habe aber keine archäologischen Neigungen und erklärte den Muchachos und Muchachas, daß ich mich erst persönlich von der Echtheit dieser Dinge überzeugen müßte. Und sie boten mir an, mich zu den Ruinen hinzuföhren; doch bis jetzt habe ich noch keine Zeit gefunden. Mein Wirt Cypriano ist kein reiner Vollblutindianer, wie ich nunmehr zuverlässig glaube; hier gehen die Blutschattierungen so ineinander über, daß man den Grad derselben niemals mit Bestimmtheit feststellen kann; aber sein tüchtiger Geschäftssinn läßt irgendeinen kaufmännischen Einschlag vermuten. Der Mann betreibt neben seinen Amtsgeschäften im Dorfe und seinem rohen Maisbau noch ein klein wenig Handel mit den armseligen Dingen, die leicht die bedürfnislose Anpruchslosigkeit seiner Landsleute befriedigen; die Hauptkonsumartikel sind Tabak und Pulque, der heimische, aus einer Agavenart gezogene Schnaps, von dem die Sage geht, daß große Quantitäten davon nach Frankreich wandern und sich dort in Kognak verwandeln. Dieser keine Kramladen macht Cypriano aber; außer dem politischen, auch noch mehr oder weniger zum geistigen und wirtschaftlichen Zentrum des Dorfes, und etwas von der Bedeutung dieses Mannes geht natürlich auch auf mich über. Man muß indessen selbst etwas wie ein Indianer werden, um sich hier nur im geringsten wohlföhlen zu können. Eine eigene Stube für mich kann ich natürlich nicht verlangen. Stuart in seiner robusten Gesundheit würde im Walde schlafen; unter seinem Zeltdache hätte er sich in eine Decke ge-

hüllt und auf dem harten Boden wie auf dem bequemsten Ruhebett ausgestreckt. Ich habe es oft genug selbst versucht, aber niemals ist mir das Unternehmen wohl bekommen; gewöhnlich zog ich mir in den nach den Tropengluten des Tages außerordentlich kühlen Nächten des Gebirges eine Erklärung zu, die in diesem Klima monatelang anhält; europäische Kulturiertheit und Verzärtelung kann selbst lange Gewöhnung der Wildnis nicht gänzlich überwinden. So mußte ich mich schon entschließen, in einem Hause Unterkommen zu suchen, zumal wir uns mitten in der Regenzeit befinden, in der es am Tage meist warm und trocken ist, während es in der Nacht unaufhörlich vom Himmel strömt; und ich stand vor der Alternative, entweder in dem gemeinsamen Wohn- und Schlafgemache meiner indianischen Wirte, einer recht zahlreichen Familie, oder im Stalle mit meinem Hof und dem Pferdegejungen zu residieren. Nach unsäglichen Gewissensqualen entschloß ich mich zu dem ersteren, da ich so wenigstens ein Strohbett fand und gegen Zugluft geschützt war. Man gewöhnt sich ja schließlich an alles, an Wanzen, Ratten, Amdergeföhre; und alle westeuropäische Bruderie wird in diesem Lande ohnedies im Reime erstikt. So wurde ich schließlich kraft meiner Ansprüche, die meinen Wirten wohl recht unverständlich waren, und der klingenden Bezahlung der Mittelpunkt der Familie und bei deren weiblichem Teile Gegenstand einer gewissen Bewunderung. Besonders scheint Marina, Cyprianos älteste Tochter, Gefallen an mir gefunden zu haben. In der ersten Zeit unserer Bekanntschaft hielt sie sich sehr zurück, als söhe ihr der große, fremde, weiße Mann unsagbaren Schrecken ein; aber schließlich muß die braune Schöne mit den tief schwarzen Augen und Haaren wohl erkannt haben, daß ich nicht ganz so gefährlich bin, wie ich ihr zuerst erschienen, und sie wurde zuteulich, begann nach vielem zu forschen, was ihr an meinem Wesen und Wirken unerklärlich war, aber vermochte selbst auf meine simpelsten Fragen nur schlecht Antwort zu geben; alles eigene Nachdenken scheint dem Kinde fremd zu sein. Wir sind so sehr daran gewöhnt, einen gewissen Fonds von Erfahrung selbst bei dem ungebildetsten Witmenichen vorauszusetzen, daß mich dieses vollständige Vergehen oft außer Fassung bringt. Marina scheint den Sinn meiner Fragen nicht zu verstehen; gehe ich über ihren Horizont hinaus, so weiß sie naturgemäß nicht, wovon ich spreche, und bleibe ich in ihrem Gesichtskreise, frage ich zum Beispiel nach dem Namen des nächsten Dorfes, so sieht sie mich mit ihren großen, schwarzen Augen verdutzt an, ohne zu antworten, als wollte sie sagen: 'Den weiß doch jedes Kind,' und als dächte sie, in meiner Frage müsse ein arglistiger Zweck liegen.

Und dennoch lebt das Mädchen doch gewiß nicht ohne alles Nachdenken dahin, oder es nimmt vielmehr dessen Stelle bei ihr ein zarter Instinkt ein. Es ist mir oft, als hätte es ein feines Empfinden dafür, was in diesen arnueligen Verhältnissen des Hauses meine Kultur besonders verlegen muß, und in unaufhörlichen kleinen Dienstleistungen sucht es einen goldenen Schimmer von Bequemlichkeit über mein Leben zu breiten; es besitzt den Instinkt des echten Weibes, der sich selbst in diesem Naturvolke nicht verleugnet. Durch die Waldarbeit komme ich natürlich mit einem großen Teile der arbeitbegehrenden Männer in Berührung, und als die sich einmal daran gewöhnt hatten, daß ich eifrige, tüchtige Arbeit wolle und auch durchzusehen vermöchte, fügten sie sich in ihr Schicksal und empfanden vielleicht eine Art Zuneigung für mich, natürlich in der blumpen, ein wenig aufdringlichen Weise dieser wilden Rassen. Besonders ein Umstand hilft mir über manche Schwierigkeit fort, die Stuart beispielsweise nicht hätte überwinden können, nämlich der, daß ich kein Americano bin. Es ist erstaunlich, wie tief die Abneigung und der Haß gegen den nordischen Eroberer sich selbst in diesen weltentlegenen Bestandteilen des mexikanischen Volkes eingefressen hat. Die Feindschaft datiert seit 1847, als die Amerikaner dem südlichen Nachbarn das halbe Reich abnahmen und Stadt Mexiko stürmten; und die Beziehungen zwischen den beiden Nationen wurden in den zwei sich daran anschließenden Menschenaltern nicht gebessert, da die Yankee's die wirtschaftliche Erschließung Mexikos so tatkräftig und so rücksichtslos in die Hand genommen haben. Seitdem hassten die Lateiner die Angelsachsen, aber sie fürchteten sie auch; der Schrecken vor den Americanos ist kaum geringer, als der, den damals die Mamen des Cortez den Azteken und Tolteken bereiteten. — Ich aber habe meinen Dorfgenosfen diplomatisch auseinandergesetzt, daß ich ein A l e m ä n (Deutscher) sei; viel können sie sich wohl nicht darunter vorstellen, aber es mag sein, daß sie in ihm ein Wesen von milderer Art vermuten, das nicht lediglich in ihr Land eindringt, um zu rauben und zu plündern. Es kommt mir auch gar nicht darauf an, gelegentlich bei einem Glase Branntwein in ihr 'Es lebe Mexiko' und 'Nieder die Amerikaner' mit einzustimmen. Und noch etwas allzu Ländliches, Schändliches. Oft lauert mir ein kleiner Junge auf, wenn ich abends heimkehre, und erklärt mir, daß seine Schwester das schönste und ehebarste Mädchen des Dorfes sei und sich sehr freuen würde, wenn ich sie besuchte. — Und da kann noch jemand zweifeln, daß der Kapitalismus die Welt verdirbt? (Fortf. folgt.)

Vorliebe wählen diese Tierchen ihren Aufenthalt feillich auf dem Bahndamm, zwischen dem Oberbau und der Pflanzung, die sich am Rande des Bahndammes entlang zieht. Aber wer sich in Gefahr begibt, kommt darin um. Auch unter Rebhuhn muß die bittere Wahrheit kosten. Gar häufig fallen bei einem Ausflug vor der Maschine einige der Vögel, zu Tode getroffen, zur Erde. Wird eine Kette durchschnitten, dann kann es leicht vorkommen, daß einer der Vögel in eine gestülpte Erde oder Einbuchtung der Lokomotive verschlagen wird und dort hängen bleibt, vielleicht auch in den unter der Feuerbüchse liegenden Aschenkästen fällt, wo er mit verjagten Flügeln und halbgeschmort eine willkommene Beute des Heizers oder Puffers wird. So geschah es mir bei einer Fahrt, daß eine Rebhuhnsetze von meiner Lokomotive durchgehauen wurde. Es mußte mindestens ein Dutzend gefaßt sein. Die Federn stoben zu beiden Seiten in die Höhe. Mein Heizer konnte trotz Verbot und Gefahr nicht der Verlockung widerstehen. Nach umging er die Lokomotive auf dem Laufblech und fahndete nach einem Braten. Wirklich hatte er das Glück, hinter dem Abblugrädchen der Rauchkammer zwei feiste Stücke zu erbeuten.

Schwerlich aber ist ein Tier so sträflich leichtsinnig, so fabelhaft sorglos wie der Fasan. Steht der Führer von fern einen oder mehrere dieser farbenprächtigen Vögel zwischen den Geleisen, dann kann er mit Sicherheit ein Unglück vorsehen. Mit unerschütterlicher Seelenruhe wie ein fatalistischer Koslem wartet der Vogel, bis die Lokomotive auf dreißig bis zwanzig Meter herangekommen ist, um erst dann schmerzhaft zur Seite zu trüppeln oder aufzukippen. Eine Sekunde später — und der Waghals fliegt, von gewaltigem Stoß der Kopfwind getroffen, in weitem Bogen auf den Bahndamm oder seitwärts ins Gehege.

Nicht besser als dem Federlieb geht es dem Bierfahler, wenn er sich in einen tollkühnen Kampf mit dem Dampfproß einläßt. Ein jedes Tier hat seine Eigenart, wie es sich in solchen Augenblicken der Gefahr benimmt. Der Faise beispielsweise läuft vor dem Zuge im Sidjad her, ähnlich wie wenn er von Hunden gehegt wird. Er ist offenbar im Zweifel, ob er nach links oder nach rechts ausweichen soll, oder er hofft, mit seinen Kunstsprüngen den Verfolger irrezuführen. Solange es geht, trägt er mit Ehren das nach ihm benannte Panier. Spürt er aber den schnaubenden Verfolger dicht auf der Ferse, dann macht er einen verzweifelten Sprung seitwärts. Bar nun der Zug von langsamerer Fahrt, etwa ein Güterzug oder ein im Anfahren begriffener Personenzug, dann mag Meister Lampe Glück haben und mit hellem Belz davonkommen. Weniger glücklich ist der Ausgang, wenn ein schnellfahrender Personenzug oder Schnellzug hinter ihm herjagt; diesem Wettrennen ist selbst der unermüdliche Schnellläufer nicht gewachsen, und gewöhnlich ist er, der Schildkröte des Achilles zum Trost, verloren. Tragischer noch ist es, wenn der Faise auf dem Bahndamm beim Schlafen überrollt wird. Beim Erwachen duckt er sich zunächst ängstlich neben den Schienen nieder, erst wenn ihm das Singen der Schienen zu stark wird, will er aufspringen. Das ist aber auch schon der Augenblick, wo Meister Lampe den Kopf verliert, und zwar im buchstäblichen Sinne des Wortes.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß das Dampfproß sein hartes Gewissen nicht selten auch mit dem Mord der erbeingelegenen, anhänglichen Mitbewohner der menschlichen Behausungen beschwert. Die Rage erteilt das Schicksal oft bei Nacht, oder wenn sie zu kurz vor dem Zuge überlegt. Manchmal hat sie auch mehr Glück als Verstand. So fuhr vor wenigen Jahren über solch ein Waggoner hinweg. Als ich zufälligerweise zurückschaute, sah ich zu meiner Ueberraschung, daß das Tier zwischen dem zweiten Badwagen und dem folgenden Personenzug wieder zum Vorschein kam und sich, allerdings ziemlich schwerfällig, über den Bahndamm nach der Böschung schleppte. Und dies bei einer Zuggeschwindigkeit von reichlich 80 Kilometern, so daß mir der Vorgang heute noch schwer begreiflich ist. Viel öfter gerät der Hund unter die Räder, besonders wenn er sich beim Spiel mit feinesgleichen vergessen hat. Das sonst so lunge Tier ist in unserem Fall sehr unvorsichtig. Häufig geschieht das Unglück beim Einfahren des Zuges in den Bahnhof. Ein kurzer, durchdringender Todessehrei, und das Tier wird von den Rädern durchschnitten.

Weit seltener, aber auch viel ernsthafter sind die Fälle, daß Großvieh, Pferde und Rinder, unter die Räder geraten. Aber es kommt doch vor, daß eine weidende Kuh das Gehege des Bahndammes durchbrochen hat und dumdbreist dem ansahrenden Zuge entgegen, und nicht unerhört ist der Fall, daß der tapfere Stier, ein anderer Don Quixotte, mit gekenteten Hörnern dem mit 80 Kilometer Geschwindigkeit heranbrausenden schwarzen Ungeheuer entgegenrennt. Allerdings stößt er sich dann seine Hörner unrettbar ein für allemal gründlich ab. Auch das gute, treue Pferd fällt gar manchmal mitten in der Erfüllung seiner Pflicht, wenn es über den Bahndamm hinweggeführt wird, dessen Schranke von dem Wärtler leichtsinnigerweise nicht verschlossen oder gar von dem Fuhrmann eigenmächtig geöffnet worden war. Ein derartiger Zusammenstoß mit einem großen, viele Zentner schweren Tier wird nun zwar den anflüchtenden Koloss nicht aufhalten. Wird das Opfer nur an einem Teil seines Körpers gefaßt, dann fliegt es mit furchtbarem Wucht zur Seite, im andern Fall wird es einfach zermalmt. Dennoch ist die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß die Lokomotive beim Durchschneiden des massigen Körpers aus dem Geleise gehoben wird, und das bedeutet eine große Gefahr für den Zug und seine Insassen. Jedenfalls wird der Führer stets den Zug zum Stehen bringen und eine gründliche Untersuchung an der Maschine anstellen, ob auch noch alle Teile heil sind.

Zu guter Letzt wird aber der Leser vielleicht neugierig sein, zu erfahren, wohin denn die Jagdbeute des Dampfproßes schließlich wandert. Nun, derjenige, der das Wildbret „zur Strecke“ gebracht, hat den geringsten Teil davon. Sobald ihm das nächste Wärtlerhaus, die nächste Schranke in Sicht kommt, beugt er sich seitwärts etwas vor, deutet mit dem rechten Daumen über die Schulter zurück und macht gleichzeitig mit dem Zeigefinger der Linken das charakteristische Zeichen des Halsabschneidens. Dieses Signal kennt der Wärtler oder die Wärtlerfrau gar genau, wenn man es auch vergeblich in einem Signalfuch suchen würde. Hat nun der Bahnwärtler auf seinem Streckengang das Wild gefunden, so hat er es nach seinen Dienstvorschriften auf der nächsten Station abzuliefern. Ist es nicht mehr genießbar, oder ist zurzeit die Jagd geschlossen, dann wird es verscharrt. Andernfalls soll es verpackt werden. Im Hochsommer muß das natürlich sehr rasch geschehen. Bei größerem Wilde mag sich das verlohnen, bei kleinerem kaum. Man denke, ein Rebhühnchen oder ein paar Bachteln! Da könnte es vorkommen, daß der Erlös, abzüglich der Gebühren, die St. Bureaukrasius für seine Vermittlung berechnet, sehr gering ausfällt. Wer will es unter Umständen dem glücklichen Finder, der sich in gewöhnlichen Verhältnissen zu einem derartigen Luxus nicht verstehen kann, verargen, wenn er die willkommene Gelegenheit beim Schopf ergreift und nach diesem kleinen Lichtblick in seinem wildbratenlosen Dasein hascht? Der freundliche Leser sicher nicht. Und wenn wir das Wild belauschen könnten, wie die Sprößlinge des Bahnwärtlerhauses — manchmal eine recht vielköpfige Schar — mit geipigtem Jünglein den ledernen Braten umstehen, dann könnte uns das beinahe ein wenig mit der Wurdigkeit unseres Dampfproßens veröhnen.

## Heilung der Typhusbazillenträger.

Man kann heute den Begriff des Bazillenträgers wohl als allgemein bekannt voraussetzen. Es handelt sich hierbei um Personen, die man nach einem treffenden Ausdruck von Fornet als Typhuswirte bezeichnen kann, das heißt, daß sie obwohl sie selbst anscheinend gesund sind in ihrem Organismus dauernd Typhusbazillen beherbergen, die sie durch ihre Ausscheidungen weiter verbreiten und so häufig zur Erkrankung Dritter Veranlassung geben. Es braucht also kaum betont zu werden, welche Gefahr schon in Friedenszeiten diese Bazillenträger bedeuten, die sich noch unter Umständen ganz besonders steigern kann. Man denke etwa an die Verschärfung eines solchen Bazillenträgers im Nahrungsmittelgewerbe, in einer Milchwirtschaft. Jüngst hat in New York ein

solcher Fall viel von sich reden gemacht. Die betreffende Person, die, wie die Münchner „Medizinische Wochenschrift“ schreibt, unter dem Namen „Typhus-Marie“ bekannt ist, wurde im Jahre 1907 als Bazillenträgerin erkannt. Es konnten damals 25 Typhusfälle auf sie zurückgeführt werden, die sie in ihrer Eigenschaft als Köchin in den betreffenden Häusern infiziert hatte. Sie wurde damals als gemeingefährlich in einem Hospital zurückgehalten, bis sie im Jahre 1910 gegen das Versprechen, sich nicht mehr als Köchin zu verwenden und auch sonst alle Vorsicht zu gebrauchen, um die Krankheit nicht zu übertragen, freigelassen wurde. Sie hat ihr Wort nicht gehalten, nahm Dienste in einem Sanatorium, wo sie zwei Personen ansteckte, und dann in einem Hospital in New York, wo im Monat Januar und Februar d. J. 25 Personen, meist Kerzte und Pflegerinnen, von ihr infiziert wurden. Sie wurde jetzt wieder in einem Hospital in Sicherheit gebracht. Dieser eine Fall zeigt deutlich, wie schwierig es ist, diese Bazillenträger für die Gesundheitspolizei schon im Frieden bilden. Noch bedeutend größer ist aber ihre Gefahr in Kriegszeiten. Es braucht uns also wirklich nicht zu verwundern, wenn die deutsche Heeresverwaltung auf diesen Punkt ganz besonders ihr Augenmerk gerichtet hat.

Die größte Vorsicht hat nun zu einem überraschenden Erfolg geführt. Dr. Fritz Kalberlah-Frankfurt a. M. kann in der „Medizinischen Klinik“ von der glänzlich durchgeführten Heilung solcher Bazillenträger berichten. Die Lösung dieses Problems schien um so wichtiger, da die Zahl der Dauerträger im ganzen Reich eine recht stattliche sein muß. Dazu kommt noch, daß es sich bei Soldaten-Bazillenträgern fast durchweg um gesunde und nach Abheilung des Typhus eigentlich wieder selbsttätig fähige Leute handelt, die eben nur wegen der Gefahr für die Umgebung interniert werden müssen. Die Entstehung der chronischen Typhusinfektion, also die dauernde Verheerung und Ausscheidung von Bazillen, ist wohl so zu denken, daß während oder nach dem Abklingen des Typhus vereinzelte Keime sich dort einnisten, wo krankhafte Veränderungen des Gewebes, die durch den Typhus entstanden sind ihnen einen Schlupfwinkel und Gelegenheit zur Fortentwicklung geben. Von der Tatsache ausgehend, daß sicherlich bei einem Teil der Bazillenträger die Keime im Darms ihre Brutstätte haben, hat nun Dr. Kalberlah ein Mittel angewandt, das stark bakterienlösend wirkt und zugleich geeignet erscheint, stark die Schleimhäute und damit die Schlupfwinkel der Bakterien anzugreifen. Er verwandte dazu Jodtinktur, die bei gleichzeitiger Verabreichung von Blutstoffe zu einem vollen Erfolge führte. Die beobachteten Kranken erwiesen sich nach dieser Zeit bazillenfrei und blieben es auch während der Monate, in denen sich bisher die Beobachtung fortsetzen ließ. Die Zahl der bisher beobachteten Kranken ist nicht groß, aber die Heilung ist stets eingetreten. Selbstverständlich glaubt Dr. Kalberlah nicht durch die bisherigen Untersuchungen, das für die Allgemeinheit und im besonderen für die Heeresverwaltung so wichtige Problem schon endgültig gelöst zu haben. Immerhin scheint der eingeschlagene Weg ein recht ansichtsreicher zu sein, denn gleichzeitig und unabhängig hat Geronnes-Biesbaden durch Verabreichung eines anderen Desinfektionsmittels, Thymol, gleichfalls mit Blutstoffe Erfolge erzielt. Es bleibt außer der Behandlung und Weiterbeobachtung einer großen Anzahl von Fällen noch übrig festzustellen, ob sich die genannte Behandlung nur für frische oder aber auch schon für ältere Fälle eignet. Aber selbst dann, wenn es nur im ersten Falle durchgreifende Erfolge gäbe, würde dies schon sehr, sehr viel bedeuten.

## Musik.

Theater des Westens. „Der brave Fridolin“ von Georg Dionowski hieß früher anders. Wenigstens vor Jahren, als er, wenn auch nicht ganz so, aber doch in der Hauptsache im Thalia-Theater umging. Ohne Umschreibung also: wir haben es mit einer lange vor 1914 entstandenen Gelangsspoße zu tun. Bedauerlich ist nur die heillose Geschmacksverirrung, die da meint, einen schodinal abgedroschenen Oberflächlichkeitskram von anno dazumal in die furchtbare Kriegstragödie dieser Gegenwart hineinzuwerfen zu dürfen. Und noch bedauerlicher ist, daß „männiglich“ an dergleichen Gefallen findet. „Man“ hat förmlich gerast vor Lachen. Und warum? Weil „der brave Fridolin“ eine Art verwässertes Falstaff und Romeo auf dem Dorfe ist. Der eifersüchtige Spanier nebst Frau — eine sehr ausgeschaltete Figur — vervollständigt die „Handlung“. Daß diese bis zur Verriachtheit „spannend“ ist, kann freilich nicht bestritten werden.

Zu all dem Unsinne bemühte sich Herr Max Gabriel die Begleitmusik zu schreiben. Unbestritten bleiben einige originell gearbeitete Complets und Ensembles. Auf der Palette aber mißte der Komponist jede Farbensprache mit jumeist farblosem, verwischem Untergrund. Ob man's Raffinement nennen soll? Uebrigens sah der Lonerzeuger persönlich am Dirigentenpult. Alles klappte. Gustav Kirchberg ist ein stimmkräftiger Tenor. Max Adalbert, Rudolf Senius, Käthe Dorich, Földi Augustin, Karl Schöth um ihr bestes; während Franz Groh für seinen Schauspielerart und Martha Altenberg als Dienstmädchen, auch schon vom darstellerischen Standpunkt aus, berechtigten Beifall verdienen und erwarten.

## Kleines Feuilleton.

### Das fünfzigjährige Jubiläum des Frauenstudiums.

Es war im Mai des Jahres 1865, als an den Senat der Universität Zürich die damals völlig neue Frage herantrat, wie es in Zukunft mit der Immatrikulation (Einschreibung) der weiblichen Studenten und damit überhaupt mit dem Frauenstudium an der Züricher Hochschule gehalten werden sollte. Zwei Damen schufen seit 1864 die Vorlesungen als „Hörer“, wozu die Immatrikulation nicht erforderlich war; allein die eine von ihnen stellte des Weiteren das Verlangen, nicht nur allgemein wissenschaftliche, sondern auch anatomische und mikroskopische Fachvorlesungen besuchen zu dürfen, was ohne Immatrikulation nicht möglich war. Wurde aber die Immatrikulation bewilligt, so war den studierenden Frauen künftig auch die Promotion nicht zu verwehren, und so war es denn eine weitreichende Entscheidung, vor die sich der Züricher Universitätsrat vor einem halben Jahrhundert gestellt sah. Maria Kartha Kahl, die in einem Aufsatze der „Neuen Züricher Zeitung“ an dies kulturell bedeutsame Jubiläum erinnert, weist darauf hin, daß es zunächst noch nicht zu einer Entscheidung kam und zwar wohl aus dem Grunde, weil man damit rechnete, vielleicht auch darauf hoffte, daß der Versuch der beiden russischen Studentinnen eben nur ein Versuch bleiben und am Ende doch nicht zu dem kritischen Stadium einer Abschlusprüfung führen würde. Es kam aber anders. Fräulein Adescha Suslowa erfüllte alle zur Doktorpromotion gehörigen Bedingungen und verlangte im Februar 1867 zu dieser Prüfung zugelassen zu werden. Nun kam man um die Entscheidung doch nicht herum und die Universität fällte sie im Sinne einer weitheizerigen sozialen Auffassung zugunsten des Frauenstudiums. Am 14. Dezember 1867 konnte in Zürich die erste Frau die ärztliche Doktorwürde erwerben. Der Vorgang der Züricher erregte damals in der wissenschaftlichen Welt größtes Aufsehen und es entstand über die Frage ein Fieberdampf, in dem Professor v. Bischoff in München sehr entschieden gegen das Frauenstudium auftrat, während der Züricher Physiologe Professor Hermann sowie auch der jetzt in Dresden lebende Professor Viktor Böhmert, damals gleichfalls in Zürich, für die Berechtigung der Frauen zum Studium sich aussprachen. Sie waren Bischoff gegenüber insofern im Vorteil, als sie bald darauf hinweisen konnten, daß die gefährlichen Gefahren und Schwierigkeiten des Universitätsbetriebes durch die Teilnahme der Frauen auch bei solchen Vorlesungen und Übungen ausgeglichen waren, denen man ihrer Natur nach mit einer gewissen Sorge entgegenzusehen hatte. Als 1870 die Würzburger Universität anfragte, ob sich nicht bei gewissen, für das weibliche Fortgeschulung empfänglichen Vorlesungen und Demonstrationen An-

stände ergeben hätten, konnte die Züricher Universität in einem Gutachten mit einem glatten Nein antworten. Die in Zürich herangebildeten Kerzinnen haben sich schon in den nächsten Jahren, u. a. auch während des Krieges von 1870, sehr vorteilhaft bewährt. Besonders klug war es von den Studentinnen jener Zeit, daß sie selbst darauf drangen, daß die Ansprüche auf ihre Vorbildung hochgedrückt würden; sie entwickelten durchweg einen äußerst nachdrücklichen Fleiß, und Böhmert erzählt z. B., daß in Zürich sich manche Frauen in sechs Monaten mehr von den Klassiken usw. angeeignet hätten, als Gymnasiasten in einem mehrjährigen Lehrgange. Das Züricher Beispiel ist dann bekanntlich bahnbrechend geworden; auch die erste in Deutschland studierende Frau hat dort ihre Studien begonnen. Insgesamt haben bis 1914 rund 700 weibliche Studierende in Zürich die Doktorprüfung bestanden.

## Die Freiluftschulen.

Seit 1904 besitz Deutschland in der Charlottenburger Waldschule einen neuen Typus der Schule, der im wesentlichen dazu bestimmt ist, den den gewöhnlichen Schulen anhaftenden hygienischen Mängeln abzuhelfen. Vor allem ist es die frische Luft, welche die Kinder an der Stelle der üblichen überheizten und ausgetrockneten Luft der Schulzimmer — das Problem einer ausreichenden Ventilation ist auch heute noch ungelöst — einatmen, daß ihr Gesundheitszustand sich bessert und daß ihre Leistungen sich heben. Dem deutschen Beispiele folgend haben in den letzten Jahren zahlreiche amerikanische Städte, vor allem Chicago, Freiluftschulen in großem Stile geschaffen. Allein im Jahre 1912 sind 200 davon gegründet worden. Sie verdanken zum Teil ihre Entstehung einer Stiftung von Elisabeth Mc Cormick, deren Namen sie auch führen. In diesen Schulen werden die Kinder nicht nur unterrichtet, sondern auch aus den Mitteln der Stiftung versorgt. Regelmäßiges Wiegen durch die Lehrerin kontrolliert die Ernährung. Dabei hat sich nun gezeigt, daß die Kinder in der Freizeit von Freitagnachmittag bis Montag früh, in der sie bei ihren Eltern versorgt werden, an Gewicht abnehmen. Der Schularzt gab daher den Kindern die nötigen Vorschriften, damit sie sich selbst daheim die richtige Nahrung bereiten. Die Mahlzeiten werden in Räumen eingenommen, welche von den Schulgelehrten völlig getrennt sind. Die Kinder wechseln in der Bedienung bei Tisch. Vor und nach dem Essen werden Gesicht und Hände gründlich gereinigt, und auf das Zähneputzen wird großer Wert gelegt. Die hygienische Vereinigung entspricht allen Erwartungen. So heilen durch den Aufenthalt in frischer Luft, wie Dr. Stephani und G. Loosert in der Zeitschrift für Schulgesundheitspflege berichten, beginnende Tuberkulosen aus. Zurückgebliebene und uninteressierte Schüler bekommen wieder Lust zum Lernen. In den einzelnen Klassen der Freiluftschulen befinden sich nicht mehr als 30 Schüler, daher können die Lehrerinnen sich mehr mit dem einzelnen beschäftigen und individuell vorgehen. Ruhepausen ist ein großer Raum gewährt. In den gewöhnlichen Schulen ist dies aus Gründen der Disziplin unmöglich, in den Freiluftschulen erhält jedes Kind, das ermüdet ist, sofort Gelegenheit zum Ruhen. Das Angenehme für die Kinder ist wohl, daß das Aufgeben von häßlichen Schularbeiten unterlagert ist. Die Kinder müssen um acht Uhr zu Bett gehen. Zuwiderhandelnde werden aus der Schule ausgewiesen. Dringend notwendig sind auch zahnärztliche Untersuchungen, denn im Durchschnitt waren bei jedem Kinde fünf Zähne krank. Die Kinder lieben die Freiluftschule wegen der Pflege, die sie dort genießen. Dies geht daraus hervor, daß sämtliche Schüler sofort nach den Weihnachtstagen wieder kamen und keine Ferien haben wollten. Die Leistungen der amerikanischen Freiluftschulen sollen in Zukunft noch gesteigert werden.

## Fett aus Klärschlamm.

Die Ausharmung der in den Abwässern der Städte enthaltenen Fette würde einen vollkommenen Erfolg für die große Menge Fette und Öle schaffen, die jährlich in Deutschland eingeführt werden müssen. Wie in einem Bericht „Die Naturwissenschaften“ hervorgehoben wird, hat man berechnet, daß auf jeden Deutschen 10 Gramm Fett pro Tag mit den Abwässern weggeht, was einen jährlichen Verlust von ungefähr 80 Millionen Mark bedeutet. Bei der Klärung der Abwässer im Klärbassin findet sich der größte Teil des Fettes in dem sich am Boden absetzenden Schlamm. Dieser Klärschlamm enthält in größeren deutschen Städten im Mittel 17 Proz. Fett. Der Schlamm der englischen Industriestadt Bradford mit ihren zahlreichen Vollwäschereien weist sogar 40 Proz. Fett auf. Vereits in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde, auf Veranlassung Professor Veckhols in Frankfurt a. M. eine Versuchsanlage zum Zwecke des Studiums der Abwasserfettfrage errichtet. In dieser Anlage wurde der wasserhaltige Schlamm mit einem Fettlösungsmittel unter 100 Grad Celsius behandelt. Der entfettete Schlamm ist durch Pressen leicht zu entwässern, während der unbehandelte Schlamm auf Grund seiner kolloiden Eigenschaften das Wasser hartnäckig zurückhält. Die Entfettung des Abwasser-schlammes bedeutet zugleich eine ideale Lösung der kommunal-technisch wichtigen Frage der Abwasserklärschlammabfuhr. Trotzdem der Abwasserklärschlamm infolge seines Fett- und Stickstoffgehaltes und seiner Heizkraft wertvoll ist, verursacht er den Gemeinden in der Regel nur große Kosten, da seine Trocknung mit Schwierigkeiten verbunden ist. Die Versuchsergebnisse der oben erwähnten Frankfurter Anlage waren nach allen Richtungen hin so befriedigend, daß sich ein „Konkordatium zur Verwertung städtischer Abwässer“ bildete. Das Programm dieses Konkordats, nämlich alle wirtschaftlichen Werte aus dem Schlamm herauszuholen und ihn zugleich zu beseitigen, wurde knapp vor Kriegsausbruch in einer neuen größeren Versuchsanlage in Rudersdorf bei Oberfeld verwirklicht. Man erhält nach dem von Professor Veckholz u. a. ausgearbeiteten Verfahren ein schwarzes Rohfett, das sich durch Destillation in 50 Prozent festes Stearin und 50 Prozent flüssiges Olein trennen läßt; Destillationsrückstand ist ein Rest (goudron), das als Isolationsmittel, Schmiermittel usw. verwendet werden kann. Der entfettete und entwässerte Schlamm ist in erster Linie für Heizzwecke verwertbar. Infolge seines Stickstoffgehaltes (3,2 Proz.) kann der Schlamm auch als Düngemittel benutzt werden. Die Verbrennung des Schlammes ergibt eine Schlacke, die sich zu Wegbauten und vielleicht auch zu Kunststeinen eignet.

## Notizen.

— Musikchronik. Eine neue Reihe von Parsifal-Vorstellungen beginnt am Freitag im Deutschen Opernhaus und wird am Sonntag fortgesetzt.

— Vom Bauerntheater aufs Kriegstheater. Die Hauptdarsteller von Erio Tiroler Bauerntheater, das vor kurzem noch im Deutschen Künstlertheater auftrat, sind zum Kriegsdienst einberufen worden.

— Der Wiederaufbau Ostpreußens. Die Staatsverwaltung hat nunmehr die erforderlichen Einrichtungen getroffen, um den Wiederaufbau der zerstörten Städte und Ortschaften in der Provinz Ostpreußen durch Überwachung und Beratung fördern zu können. Dem Oberpräsidenten in Königsberg ist ein Hauptbauberatungsamt unter der Leitung des Vaurates Fischer angegliedert worden, das in der Provinz Ostpreußen bisher 15 Bauberatungsämter eingerichtet hat.

— Das Standbild des reitenden Feldgeistes. Im jetzigen Krieg hat man sich namentlich in Oesterreich genötigt gesehen, auch die Feldgeistes teilweise berichten zu machen. Schon einmal hat Oesterreich einen berittenen Feldgeistes gesehen. Das war in den Tiroler Freiheitskämpfen, in denen der Kapuzinerpater Joachim Hospinger die Schar der Tiroler hoch zu Ross zu begleiten pflegte. Zur Erinnerung soll diesem ersten berittenen Feldgeistes ein Standbild und zwar entsprechend der in Tirol üblichen Kunsttechnik ein Holzstandbild gewidmet werden, mit dessen Herstellung der Holzbildhauer Alois Senoner in Wolfenstein betraut wurde. Senoner hat den Vater Hospinger hoch zu Ross auf einem Schimmel dargestellt.